

BUCHBESPRECHUNGEN

Historica. Historische Wissenschaften in der Tschechoslowakei.

Bd. IX 291 S. 1964; Bd. X 305 S. 1965; Bd. XI 281 S. 1965; Bd. XII 269 S. 1966; Bd. XIII 275 S. 1966. Herausgegeben von der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften, Prag.

Die „Historica“, deren erste acht Bände in den älteren Jahrgängen dieser Zeitschrift schon bekanntgemacht worden sind, entwickelten sich inzwischen zu einem Halbjahresperiodicum. Den ersten Bänden von 1959 und 1960 folgte 1964 schon ein neunter, 1966 ein dreizehnter. Das ist ein Anzeichen für die steigende Aktivität der tschechischen Geschichtsforschung um die Mitte der sechziger Jahre, die dann gegen Ende des Jahrzehnts eine so jähe Unterbrechung erfahren mußte. Noch immer ist dabei in der Berichtszeit die Publikationsreihe ein guter Weg, auch ohne tschechische Sprachkenntnisse tschechische Arbeiten kennenzulernen, deren Autoren man sich merken kann, noch immer ist sie ein gutes Indiz für die Arbeitsrichtungen, für die Themenwahl, für die steigende methodische Verfeinerung in der Aussage der tschechoslowakischen Historiographie. Noch immer zeigt sie, und das änderte sich auch nicht bis zum heutigen Tag, daß die rege Arbeitskraft unserer tschechischen Kollegen fast ausschließlich der Erforschung der eigenen nationalen Geschichte gewidmet ist.

Dabei gewinnt das 19. und 20. Jahrhundert gesteigertes, und nach der Entwicklung der tschechischen Historiographie in den sechziger Jahren muß man sagen, es gewinnt auch neues Interesse. Die Frühgeschichte dagegen fehlt in den vorliegenden fünf Bänden, die Aufregung über die archäologischen Entdeckungen um das sogenannte Großmährische Reich sind inzwischen abgeklungen, nur ein einziger Beitrag greift überhaupt hinter die Wende zum ersten Jahrtausend zurück. Nur zwei Autoren berichten vom bedeutendsten Arbeitsfeld der tschechischen Mediävistik, vom Hussitismus, nur drei Beiträge gelten der merkwürdigen Barocklücke in der tschechischen Forschung, der sogenannten „dunklen Epoche“ des habsburgischen Absolutismus, und nur vier Autoren wählten Themen jenseits der Landesgrenze, allerdings auf ihre Art jeweils recht profilierte Köpfe dieser Historikergeneration: František Graus, Josef Macek, Josef Polišenský und Bedřich Loewenstein.

Graus bringt insgesamt drei Beiträge in den vorliegenden Bänden. Der erste gilt einer ausgedehnten und ausgewogenen Studie über „Die Entstehung der mittelalterlichen Staaten in Mitteleuropa“ (Bd. 10, S. 5—65). Graus hat hier aus breiter Übersicht vornehmlich der tschechischen, polnischen und deutschen Literatur ein an sich bekanntes Bild der Gefolgschaftsorganisation, der Großstamm-bildung und der Königsherrschaft über eine neuorganisierte adelige Oberschicht

zu einem anschaulichen Ganzen vereinigt. Gelegentlich stören Ausgangspunkte, die der Autor in ihrer Problematik wohl erst noch ungenügend in der westlichen Literatur studiert hat, wie etwa die Vorstellung von einer „langsamen Verwandlung der Bauern in Hörige“ besonders im 9. und 10. Jahrhundert. Dahinter steckt die marxistische Schablone eines einsinnig wachsenden gesellschaftlichen Antagonismus im Rahmen des dialektischen Gesamtprozesses, eine Vorstellung, die im einzelnen wohl zu manchen Beobachtungen anregt, im ganzen aber eher zu Mißdeutungen, denn: „Bereits im ersten Jahrhundert nach Christus gab es also eine aus der Hausherrschaft erwachsene Grundherrschaft, die nicht in Bodenleihe, sondern in persönlicher Unfreiheit begründet war. Grundherrschaft und Unfreiheit sind die stärkste Wurzel und auch der Rahmen mittelalterlichen Bauerntums...“ (Günther Franz). Eine andere hartnäckige, vielleicht aber nur terminologische Auseinandersetzung führt Graus in seinen Arbeiten zur frühmittelalterlichen Gesellschaftsgeschichte immer wieder um den Begriff des „Uradels“. Er lehnt ihn ohne nähere Begründung ab (S. 16, Anmerkung 45), setzt aber doch „die Existenz einer adelsmäßigen Oberschicht“ „in ganz Mitteleuropa bereits vor der Staatswerdung“ in Rechnung, die „auch über eigene Machtmittel“ verfügte (S. 24). Was er im übrigen von dieser nicht homogenen, mit der großräumigen Herrschaftsorganisation vielfach ausgerotteten Schicht aussagt, trifft aber durchaus den Stand der Forschung, mit Ausnahme seiner Wendung gegen die Vorstellung vom „Sakralcharakter“ dieser alten Oberschicht, wie sie besonders Heinrich Mitteis und Karl Hauck entwickelten (S. 20).

Einen zweiten Beitrag widmete Graus der „Bildung eines Nationalbewußtseins im mittelalterlichen Böhmen“ (Bd. 13, S. 5—49). Auch hier handelt es sich um einen guten Überblick mit sehr solider Zusammenstellung sämtlicher bekannter Quellen und Literatur zum Beleg eines insgesamt freilich wiederum bekannten Sachverhalts. Nur mit meiner Arbeit über die hussitische Revolution aus dem Jahr 1965, auf die er nebenbei verweist (S. 32 Anm. 106), hatte sich Graus wohl bei seinen Vorstudien noch nicht genügend beschäftigen können. Dort habe ich mich nämlich bereits mit dem entscheidenden Kriterium einer sprachnationalen Definition im 14. Jahrhundert beschäftigt, nämlich mit dem Begriff der „Zunge“, habe geradeso wie Graus die Definition der Raudnitzer Gründungsurkunde ganz besonders eindringlich hervorgehoben (Hussitica S. 62) und habe sie ausführlich begrifflich untersucht, ebenso wie Karls bekanntes Unternehmen um einen sprachneutralen böhmischen Landespatriotismus. Graus ließ diese Parallelen unerwähnt. Richtig stellt er neben die sprachnationale Differenzierung auch die Bedingungen der gesellschafts- und raumpolitischen Entwicklungen, treffend verweist er auch darauf, daß die Deutschen im Lande den Tschechen gegenüber niemals eigenartige oder gedanklich integrative Selbstbestimmungen entwickelt hatten, obwohl er dabei ein wesentliches Moment übersieht: die Rechtsgeschichte mit ihren Exemptionsrechten zuerst für die Deutschen als „Gäste“ mit dem Privileg des Herkunftsrechts, später als Bürger in den bekannten Stadtrechtsfamilien von Magdeburg, von Nürnberg und Wien, oder als Bauern mit den ebenso nivellierenden, wenn auch bald über die Herkunfts- und damit Sprachgrenzen greifenden Kolonisationsrechten des sogenannten „*ius theutonicum*“. Bei seiner Literatur- und

Quellenumschau hat Graus übrigens nicht bemerkt, daß es nicht nur seit dem 12. Jahrhundert in lateinischer Version den Begriff „bohemicus“ gibt, sondern auch im 13. Jahrhundert schon Belege für das deutsche Wort „tschechisch“. „Dědic Václav“, nebenbei, heißt nicht, wie man freilich meist übersetzt, „der Erbe Wenzel“, bei Graus gar noch als „rechtmäßiger Besitzer“ erläutert (S. 44), sondern der „Erbherr“.

Recht angeregt und gewandt geschrieben ist der dritte Aufsatz von Graus über „Herrschaft und Treue“ mit dem Untertitel „Betrachtungen zur Lehre von der germanischen Kontinuität 1“ (Bd. 12, S. 5—44). Graus führt hier eine Diskussion weiter, die er schon im ersten Band der *Historica* begonnen hatte. Prüft man die Aussagen am Stand der wissenschaftlichen Literatur, dann bleibt allerdings der Eindruck zurück, daß hier mit sehr respektablem Fleiß ein umfangreicher Belegapparat zu einer polemischen Position zusammengetragen wurde, die den Kern der neueren Urteilsbildung nicht trifft. Graus sieht mit seinem neuen Ansatz das Ergebnis seiner älteren Untersuchung bestätigt, „daß es eine allgemeine Treueforderung und verschiedene Treuevorstellungen bei den Germanen, wie bei anderen Völkerstämmen, gab“. Doch „die ‚germanische Treue‘ im definierten Sinn, nämlich nach W. Fritze, als zweiseitiges Schuldverhältnis . . . , das den wechselseitigen Anspruch der Treugenossen auf den uneingeschränkten und allseitigen Einsatz der ganzen Person des Einen zum Heile des Andern begründet, . . . hat es bei ‚den Germanen‘ nicht gegeben; sie ist durch ein Rückprojizieren des feudalen Treuebegriffes in die Vorzeit entstanden“ (S. 34). Graus nennt das ein Postulat der „germanistischen Konzeption“; „die germanistische Konzeption“ lautet aber ein wenig anders. Man sucht sie wohl am besten nicht bei einem Verfassungshistoriker, der seine Fragestellung unwillkürlich einengt, sondern eben bei einem Germanisten. Jan de Vries unterschied 1964 in der dritten Auflage seines Buches „Die geistige Welt der Germanen“ aus diesem Zusammenhang zwischen Gesinnungstreue und Vertragstreue. Nur die letztere sah er bei den Germanen entwickelt, übrigens auch im ursprünglichen Wortsinn, und erklärt damit, ein Beitrag zum Befundmaterial im Sinne von Graus, „den Vorwurf der Treulosigkeit, den (oft) die Fremden gegen die Germanen erheben“ (S. 23). Denn: „von der Treue als einer den ganzen Menschen verpflichtenden Gesinnung sind wir hier noch weit entfernt“.

Die „germanische Treue“ erweist sich also bei näherem Zusehen in der wissenschaftlichen Aussage als ein diffizileres Problem als der von Graus bekämpfte Komplex. Graus wendet sich mit Entschiedenheit dagegen, eine von ihm so angesprochene Treuevorstellung „als unveränderlich und als entscheidend anzusehen“ (S. 25), aber die germanistische Definition von Jan de Vries ist weit entfernt von der Behauptung einer Unveränderlichkeit, sie hat uns im Gegenteil mit der Unterscheidung von Gesinnungs- und Vertragstreue auf die große historische Veränderung im Treuebegriff durch die kirchlich geformte Gesinnungsethik und die im Rechtsleben entwickelte Lehenstreue geradezu vorbereitet. Auf konkretere Beiträge zu dieser Wandlung aus dem Bereich der Verfassungsgeschichte, auf Hans Kuhn und einen von Karl Hauck herausgegebenen Sammelband, hatte Karl Bosl in seiner Rezension des ersten Beitrags von Graus bereits hingewiesen (BohJb 2

(1961) 601 f.). Graus hätte seinen Angriff gegen Vorstellungen, daß „für die Germanen nur zu oft diese (Treue) über dem Recht stand“ (S. 23), schon bei Grönbech 1954 korrigieren können (W. Grönbech, *Kultur und Religion der Germanen*, Darmstadt 1954). Dort heißt es, daß das Sippendenken in Wahrheit eine ganz andere, eine seinerseits durchaus metaphysische Kategorie betrifft, die Grönbech mit dem Begriff „Seele der Sippe“ zu erfassen sucht und die er beobachtet „bei den Semiten wie auch bei den Germanen ...“ (S. 292).

Damit ist auch noch ein letztes Mißverständnis, wie mir scheint, angesprochen. Gewiß spielte noch vor einer Generation die Germanenlegende eine beherrschende Rolle in diesem Zusammenhang. Heute aber, so zeigten de Vries und Grönbech in unseren Zitaten, zeigte Karl Bosl vor einiger Zeit an einer Studie über historische Aspekte, hat uns der Vergleich längst eines besseren belehrt. Ich glaube nicht, daß man die „germanische Treue“ demnach heute noch als „germanisches Spezifikum“ auffaßt. Mir scheint, und das nicht nur im Blick auf die beiden Germanisten de Vries und Grönbech, daß Graus auch in dieser Hinsicht eine Attacke gegen offene Türen führte. Der Begriffsklärung, die Graus verspricht, hätte insofern wohl eine unmittelbare Auseinandersetzung mit den Einwänden zu seiner ersten Veröffentlichung „Über die sogenannte germanische Treue“ mehr genützt (W. Schlesinger, *Randbemerkungen zu drei Aufsätzen über Sippe, Gefolgschaft und Treue*, in: *Alteuropa und die moderne Gesellschaft*, Festschrift für Otto Brunner, Göttingen 1963, S. 41—59).

Josef Macek präsentiert einen Essay über Jean Hus et son époque (Bd. 13, S. 51—80). Er geht dabei noch aus vom Hilfsbegriff der „ersten Krise des Feudalismus“, den 1954 František Graus zur Deutung der bekannten spätmittelalterlichen Krisenerscheinungen beige-steuert hatte. Graus ist allerdings selber 1969 von diesem Begriff zurückgetreten. Der Aufsatz bringt im übrigen insofern eine anmerkwürdige neue Wendung in Maceks Hus-Urteil, als Hus als „sozialer Progressist“ gewürdigt wird, en particulier de la bourgeoisie (S. 79). Das ist zwar mißverständlich, weil Macek sich gleichzeitig an anderem Ort gegen den Vorwurf wendet, er habe die tatsächlich differenzierte spätmittelalterliche Stadtgesellschaft mit der späteren Bourgeoisie gleichgesetzt (ČSČH (1967) 225 ff.); aber es ist ein Beleg für das steigende Interesse der tschechischen Hussitologie am städtischen Anteil an der hussitischen Revolution. Freilich ist dieser Anteil hier nur an einem ideengeschichtlichen Indiz gedeutet. Dabei bezieht Macek etwa eine Mittelstellung zwischen Paul de Vooght, der 1960 Hus für einigermaßen gesellschaftskonform erklärte, und Robert Kalivoda, der 1961 in einem sehr gescheiterten Buch Hus als Revolutionär interpretierte. Nach Macek ist Hus zwar Nonkonformist, aber noch nicht zum revolutionären Kampf entschlossen.

Drei andere Beiträge Maceks geben miteinander einen Einblick in den Themenkreis, dem sich der Verfasser nach seinen Hussitenstudien aus den frühen fünfziger Jahren in steigendem Maß zuwandte: der italienischen Renaissance. Josef Macek, ein bemerkenswert origineller Kopf, ist mit dieser Themenwahl ein Außenseiter unter seinen Kollegen, oder besser noch, ein unentbehrlicher Einzelgänger. Denn für das internationale Fachgespräch ist natürlich die Beteiligung der tschechischen Forschung an internationalen Problemen besonders wichtig. Die drei

Aufsätze tragen den Titel „La renaissance italienne“, „Pétrarque et Cola di Rienzo“ und „La jeunesse de Machiavel“ (Bd. 9, 1964, S. 5; Bd. 11, S. 5—51; Bd. 12, 45—70). Da hat Macek zunächst Begriff, Inhalt und Chronologie der italienischen Renaissance definiert. Er versteht darunter einen Zeitabschnitt zwischen 1300 und 1530, gegen Ende des 13. Jahrhunderts aus den manufakturellen Produktionsformen der italienischen Ökonomie erwachsen und um 1530, natürlich nur symptomatisch, mit dem Niedergang der letzten „république bourgeoise“ von Florenz erloschen. Er zählt auch diese Erscheinung zum weiteren Zusammenhang der „ersten Krise des Feudalismus“, wie die hussitische Revolution und die deutsche Reformation.

Man muß sehen, daß hier der Krisenbegriff, an sich ambivalent und allein deshalb schon mancher definitorischen Direktion bedürftig, bereits in seiner zeitlichen Begrenzung zu sehr beansprucht wird. Denn kann man tatsächlich die Zeit vom 12. bis zum 16. Jahrhundert, nämlich von dem nach Graus ursächlichen Phänomen des „massenweisen Übergangs zur Geldform der Naturalrente“, das Macek hier wieder beansprucht (S. 50), bis zu den Reformationseignissen des 16. Jahrhunderts als eine „Krise“ zusammenfassen? Allein nach dieser Frage möchte ich davon absehen, die Unsicherheiten der wirtschaftlichen Definition, welche die handwerkliche italienische Produktion bedenkt, aber die Handelsentwicklung übersieht, welche ökonomisch anhebt und politisch endet, noch genauer zu debattieren.

Und doch scheint mir Maceks These der Debatte wert: wenn wir nur die allzu enge Konstruktion seines Krisenbegriffes aus der autonomen Produktionsentwicklung entlassen, wenn wir nur sehen wollen, daß es tatsächlich einen großen Pulsschlag in der Entwicklung des lateinischen Abendlandes gibt, der sich — mit gehörigen zeitlichen Verschiebungen zwischen Ost und West, Nord und Süd — aus dem Zusammenspiel zwischen der gesellschaftlichen Organisation, aus ideologischen Leitbildern und ökonomischen Möglichkeiten in Phasen aufbaut: da ist die Phase der Konsolidierung des Abendlandes, der Großherrschaften, der Missionierung und Integrierung, der agrarischen Stabilisierung bis ins Hochmittelalter; die Phase der Intensivierung durch die sogenannte „agrarische Revolution“, die das Waldreservoir von Nordfrankreich bis Ostpolen allmählich für den wachsenden Bevölkerungsüberschuß erschloß, Produktionsdifferenzierungen, intensivere städtische und fürstliche Verwaltungsformen entstehen ließ, den „Menschen des europäischen Innenraums“ postulierte, Bürgertum, Rentenbauern, Intellektuelle und ständisch abgegrenzten Adel als neue oder neu geformte gesellschaftliche Schichten hervorbrachte. Sie leitete ökonomisch und politisch über zur Phase der Expansion, der Kreuzzüge und der großen deutschen, polnischen, ungarischen Eroberungspolitik. Vom 14. Jahrhundert an folgt ihr die vielberufene „Krise“ als Rivalität erstarkter gesellschaftspolitischer Mächte, getrieben von unruhigen Massen, besonders dort, wo die wirtschaftliche Expansion nach der Erschöpfung der Agrarreserven zum Stillstand kam. Daraus erwächst die Phase der Revolution, mit den Lollarden in England, den Cabochiennes in Frankreich, den Hussiten in Böhmen, schließlich mit der deutschen Reformation. In diesem Zusammenhang bedeutet die Renais-

sance das erste politisch weittragende, künstlerisch bahnbrechende Vordringen des europäischen Intellektualismus gegenüber den geistigen Mächten der Kirche und des Geblütsadels, gestützt auf die antike Autorität. In Mitteleuropa und in Italien, in Polen, Böhmen und Ungarn geht diese Renaissance seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, insofern ist Maceks symptomatischer Untergang der Stadtrepublik von Florenz nicht übel gewählt, im fürstlichen Barockabsolutismus eine wesentliche Umwandlung ein, mit neuen, wenngleich auf ihre Art ebenfalls noch „humanistischen“ Akzenten. In den revolutionären Niederlanden hingegen lebt die Renaissance mit dem gedanklichen Stützpunkt der neugegründeten Leydener Universität mindestens bis zum Ende des Jahrhunderts. Auch im hugenottischen Frankreich, und nicht nur unter dieser Parteifärbung, bleibt sie rege. Das lateinische Abendland aber, durch den Eintritt Rußlands allmählich gewandelt zum christlichen Europa, spaltet seine Entwicklung fortan in eine ökonomisch und gesellschaftspolitisch konservative, in eine von der marxistischen Historiographie recht anschaulich benannte refeudalisierte östliche Hälfte und in eine gesellschaftspolitisch sehr agile, in Stadtwirtschaft, Welthandel, Kolonialkapitalismus ausufernde westliche Hälfte. Dort spannt sich auch, von den Niederlanden nach England, nach Frankreich und bis nach Amerika, die Kette der europäischen Revolutionen weiter.

Es paßt gut in dieses Bild von der revolutionären Renaissance, das ich hier zu skizzieren versucht habe, was Macek von den freundschaftlichen Beziehungen zwischen Petrarca und Cola di Rienzo zu sagen weiß. Die innere Entwicklung Petrarcas, die dabei deutlich wird, trifft auch das noch immer rege ideengeschichtliche und biographische Interesse, weil sie den Aktionen des römischen Volkstribunen einen breiteren Hintergrund verleiht.

Aufmerksamkeit verdient auch der letzte Beitrag Maceks über die Jugend Machiavellis. Macek sucht dieses tatsächlich bislang kaum bearbeitete Kapitel in der Biographie Machiavellis anhand des väterlichen *Libro di Ricordi* zu erschließen und bietet daher immer wieder interessante Zusammenhänge zwischen Elternhaus, Erziehung und dem reifen Lebenswerk des Florentiner Staatsdenkers.

Es gibt überdies nur noch zwei Beiträge zur Mediävistik in diesen Bänden: einen Abriß von František Šmahel über „Leben und Werk des Magisters Hieronymus von Prag“ (Bd. 13, S. 81—111), in dem mit ganz treffenden Deutungen eine der Führergestalten der frühhussitischen Bewegungen vorgestellt wird, die lange zu Unrecht im Schatten des Konstanzer Märtyrers fast ganz verschwand, obwohl sie doch dort ein Jahr danach dasselbe Schicksal erlitt. Hieronymus von Prag ist aber gerade als Nichttheologe, als weltlicher Anwalt, als Philosoph und Diplomat von besonderem Interesse für das Verständnis der hussitischen Revolution. Im selben Band bringt Ivan Hlaváček, bei uns bekannt, weil er seine große Arbeit über die Kanzlei Wenzels IV. deutschsprachig veröffentlichte, eine sehr informative Übersicht der „bohémicalen Literatur in den mittelalterlichen Bibliotheken des Auslands“ (Bd. 13, S. 113—155). Hlaváček geht dabei von einer Untersuchung mittelalterlicher Bibliothekskataloge aus, die zwar international nicht gleichermaßen zusammengefaßt und ediert wurden wie neuerdings in den böhmischen Ländern, die aber doch einen recht ertragreichen Überblick

gestatten. Er hat ihn nicht lokal, sondern weit aufschlußreicher, nämlich nach den einzelnen Titeln aufgebaut, die er chronologisch bis 1471 verfolgt.

Josef Polišenský, einer der fleißigsten Autoren dieser Historikergeneration, hat in einer Reihe von Arbeiten einfallsreich neue Quellen zum internationalen Niederschlag des sogenannten böhmischen Ständeaufstands von 1618 zusammengetragen und dargestellt, daß es sich dabei damals, wie Rudolf Stanka schon in den dreißiger Jahren rechtshistorisch demonstrierte, auch im internationalen zeitgenössischen Urteil um eine Revolution handelte. Hier veröffentlicht er einen Beitrag über „Bohemia y la crisis política española de 1590—1620 (Bd. 13, S. 157—169). Polišenský hat den weiten Blick, um dabei die ökonomische Dekadenz in Kastilien um das Jahrhundertende mit den böhmischen Verhältnissen zu vergleichen, den Niedergang des Bürgertums in beiden Ländern mit dem bürgerlichen Aufstieg in den Niederlanden zu konfrontieren. Eine ausgeprägte Alternative, die aber schließlich das postrevolutionäre England im späten 17. Jahrhundert zu seinen Gunsten entschied. Man kann sicher sein, daß Polišenskýs Aspekte auch die deutschen Urteile über den weltgeschichtlichen Zusammenhang des Dreißigjährigen Krieges bereichern könnten. Zusammen mit Peter Ratkoš veröffentlichte Polišenský noch eine Probe einer interessanten Handschrift, auf die Ratkoš hingewiesen hatte. Sie bringt neben einigen kosmographischen Traktaten „eine neue Quelle zur zweiten Indienfahrt Vasco da Gamas“ von 1502—1503, hier auf mehr als sechs Druckseiten wiedergegeben, wichtig sicher für die Geschichte der großen Entdeckungsreisen und überdies ein Beleg mehr für die Verbindungen zwischen der Slowakei und den oberdeutschen Handelshäusern und Humanistenkreisen (Bd. 9, S. 53—67). Das Zeitalter der Entdeckungen steht noch einmal zur Debatte in einem Aufsatz von Zdeněk Šimeček über „Amerika im 16. Jahrhundert im Licht der Neuigkeiten des Nachrichtendienstes der Familie Rosenberg“ (Bd. 11, S. 53—93). Hier geht es aber weniger um die Neue Welt selber, als um ihr Echo in Mitteleuropa und überdies um einen interessanten Einblick in das Verbindungsnetz der handgeschriebenen Gazetten. Man erfährt von Kontakten durch Meßrelationen und von Beziehungen der großen Handelshäuser bis zum Informationsinteresse der größten böhmischen Adelsfamilie dieser Zeit. Für die Geschichte des 16. Jahrhunderts ist diese Quellengattung, wichtig wegen ihrer Regelmäßigkeit und ihres mehr oder minder faßbaren Adressatenkreises, noch gar nicht ausgeschöpft. Šimečeks Aufsatz bietet dazu eine gute Illustration.

Die chronologische Folge überspringt nun ein Jahrhundert und führt uns mit einem Aufsatz von Arnošt Klíma zum Merkantilismus in der Habsburgischen Monarchie — „with special reference to the Bohemian Lands“ (Bd. 11, S. 95—119). Klíma ist Spezialist für die Erforschung der Wirtschaftsentwicklung im 17. und besonders im 18. Jahrhundert in den böhmischen Ländern. Hier geht er aus von den merkantilistischen Theoretikern Österreichs im späten 17. Jahrhundert und dem wirtschaftspolitischen Niederschlag ihrer Thesen in der Folgezeit, welche die böhmische Wirtschaftsentwicklung der letzten beiden Jahrhunderte entscheidend strukturieren. Die staatliche Fürsorge um die Manufaktur in den böhmischen Ländern ist übrigens, bei aller wirtschaftlichen Staatsräson, wie sie der Merkantilismus formulierte, zugleich auch Ausdruck eines Entwicklungsprozesses unter

habsburgischer Regie, der das Verdammungsurteil über den etatistischen Absolutismus mit allen seinen Konsequenzen etwas abstufen könnte.

Wieder mit einer Jahrhundertlücke hat auch der nächste Aufsatz von Bohumil Bad'ura einen amerikanischen Anknüpfungspunkt. Er gilt dem nordböhmischen Glashandel: *Apuntes sobre los orígenes del comercio vidriero entre Bohemia y México (1787—1839)*. Es handelt sich dabei eigentlich um ein Stück der Welt-handelsbeziehungen des nordböhmischen Glasmacherstädtchens Haida (Nový Bor) und der da führenden Firma Hieke, Rautenstrauch und Zinke. Bad'ura zieht aus der Entwicklung des Glashandelsmonopols mit Mexiko, das die Haidaer Firma durch fünfzig Jahre faktisch besaß, interessante Schlüsse für die böhmische Wirtschaftsentwicklung und für den mexikanischen Lebensstandard.

Neben Zdeněk Šolle und Jiří Kořálka gehört Jaroslav Purš zu den produktivsten Forschern über die Arbeiterbewegung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Hier veröffentlicht er eine Studie über *The working-Class Movement in the Czech Lands in the Expansive Phase of Industrial Revolution* (Bd. 10, S. 67—158). Purš untersuchte in anderen Arbeiten den Industrialisierungsprozeß in den böhmischen Ländern, um ihn in seinen Phasen nach der marxistischen Definition zu bestimmen. Er bringt die Entfaltung der Arbeiterbewegung folgerichtig mit dem Industrialisierungsprozeß zusammen, verfolgt die Entwicklung, wie schon in seinem ersten Beitrag zum Thema (*Historica* Bd. 7), an Behördenberichten, Versammlungsprotokollen und der zeitgenössischen Presse, so daß die Entstehung der Bewegung in ihren einzelnen Triebkräften anschaulich vor Augen tritt. Nichtorganisierter, spontaner Widerstand; geplante Streikbewegung; kooperative, nationale Motive der Gruppenbildung unter den besonderen Bedingungen des Landes und erste Kontakte zur internationalen Arbeiterbewegung werden in ihrer Auswirkung mit den Entwicklungen der Löhne und der Beschäftigungsverhältnisse in Verbindung gesetzt. Das Thema wird weitergeführt in einem Überblick von Zdeněk Šolle über „Die erste Internationale und Österreich“ (Bd. 10, S. 255—300). Wie Purš, so betrachtete auch Šolle ursprünglich das Thema vom tschechischen Ausgangspunkt her, bemüht sich nun aber in diesem Aufsatz um einen Überblick der gesamten zisleithanischen Entwicklung. Šolle schilderte den allmählichen Übergang der losen Assoziation zur formierten sozialdemokratischen Partei und ihrer Hinwendung zum Marxismus mit bemerkenswerten, manchmal auch noch unbekannten Einzelheiten.

Die gesellschaftliche Entwicklung gegen das Jahrhundertende, an zehnjährigen statistischen Erhebungen innerhalb der gesamten Monarchie quellenmäßig besonders ausgewiesen, bietet noch zahlreiche unausgeschöpfte Anhaltspunkte für Sozialstatistik im Dienst des Historikers. Einen davon ergriff Jan Havránek in einer interessanten Analyse der Zusammenhänge zwischen Sozialstatus, Nationalität und demographischen Bewegungen in Prag (Bd. 13, S. 171—208). Havránek geht aus von der populär bekannten Beobachtung einer größeren Kinderzahl der Tschechen trotz eines niederen Sozialstandards und untersucht diesen Zusammenhang genau an zwei Prager Stadtteilen zwischen 1880 und 1900. Das an etatistischen Kategorien orientierte Quellenmaterial präpariert er dabei mit klugen Erwägungen für seine gesellschaftsgeschichtliche Fragestellung.

Pangermanismus und Panslawismus beschäftigen Jiří Kořalka und Július Mésároš (Bd. 10, S. 159—211; S. 213—253). Kořalka hatte dem Thema vor kurzem ein kluges Buch über den Alldeutschen Verband gewidmet. Hier zeigt er, aus Broschüren und Zeitschriften, die alldeutsche Agitation in Österreich, den Widerstand der Behörden, die hier mit Recht einen Angriff auf das innere Gleichgewicht des Staates mutmaßten, und schließlich das reichsdeutsche Überlegenheitsgefühl gegenüber Österreich, das man in die pangermanische Kriegszielpolitik verstricken wollte und doch nicht als gleichrangigen Partner wertete. Besondere Aufmerksamkeit verdient der Artikel von Mésároš über „Die Idee der slawischen Schicksalsgemeinschaft in der slowakischen nationalen Bewegung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.“ Das Thema ist bisher nämlich noch kaum untersucht. Es gibt bei uns aber eine gleichzeitige Arbeit zur Geschichte des slowakischen Nationalgefühls von Nikolaus von Gogolák, zu der Mésároš noch nicht Stellung nahm. Nach theoretischen Erwägungen in einer allgemeinen Übersicht erläutert Mésároš die Entwicklung des russophilen Panslawismus aus der politischen Geschichte der Donaumonarchie seit 1848, der ungarischen Innenpolitik und der Entfaltung der politischen Publizistik. Das Thema ist damit natürlich noch lange nicht erschöpft. Denn konkrete Aufschlüsse über die gesellschaftsgeschichtliche Entfaltung des Nationalitätenproblems, über die Auswirkungen dieses in den sprachlichen Mischgebieten des östlichen Mitteleuropas oftmals beinahe buchstäblich „täglichen Plebiszits“ auf das Geschick einzelner Stände, Berufe, ja Individuen sind allgemein noch nicht recht gediehen.

Dem Schicksal der Donaumonarchie gelten zwei Beiträge von Jurij Křížek: „La crise du dualisme et le dernier compromis austrohongrois (1897—1907)“ und „Annexion de la Bosnie et Herzégovinie“ (Bd. 9, S. 135—203; Bd. 12, S. 71—145). Beide stehen im Zusammenhang mit einer Veröffentlichung über die wirtschaftlichen Grundlagen des österreichischen Imperialismus in der Vorkriegszeit 1900—1914 in deutscher Sprache aus dem Jahre 1964. Křížek untersucht die Konsequenzen der österreichischen Annexionspolitik gegenüber Bosnien und der Herzegowina 1908, die seit dreißig Jahren bereits unter österreichischer Verwaltung standen. Er schließt daraus letztlich auf eine Verstärkung der desintegrativen Elemente in der Doppelmonarchie, die er mit reichem statistischen Belegmaterial in seiner zweiten Studie als eine allgemeine Tendenz der letzten Jahrzehnte der Habsburger Monarchie deutet, besonders der Entwicklung um die Jahrhundertwende. Weder den ökonomischen noch den politischen Interessen des nationalliberalen Bürgertums konnte nach seiner Interpretation die Monarchie im Vielvölkerstaat mehr genügen. Křížek greift damit bekannte Grundzüge der politischen Problematik in der Doppelmonarchie auf, bei deren Analyse er sich auf sozialdemokratische Deutungen von Adler, Renner oder Bauer berufen kann. Die sozialdemokratischen Reformprojekte lehnt er freilich ab.

Bohumil Černý und Robert Kvaček haben sich mit der Ersten Republik befaßt; Černý mit den „wirtschaftlichen Voraussetzungen der tschechoslowakischen Politik zwischen den Weltkriegen“, Kvaček schrieb über die „Situation de la Tchécoslovaquie dans la politique internationale“ (Bd. 11, S. 177—215; S. 217—271). Černý zeigt die Bedeutung der Agrarpartei und ihrer Wirtschaftspolitik für die

allgemeine Entwicklung, mit wachsenden kartellähnlichen Verflechtungen in der landwirtschaftlichen Produktion, mit starker Anlehnung an den Staatsapparat und der Tendenz zum Staatskapitalismus. Sein Aufsatz ist auch methodisch bedeutsam, weil er klarlegt, daß die Wirtschaftspolitik im einzelnen nicht eine schematische Reflexion der ökonomischen Entwicklung bedeutet, sondern aus dem Prozeß politischer Willensbildung resultiert. Kvaček betont den von der französischen Europapolitik begrenzten Rahmen der tschechoslowakischen Bewegungsfreiheit, die 1936/37 die Tschechoslowakei schließlich in eine verzweifelte Isolation drängte. Mit einer bezeichnenden Episode für die mangelnde Solidarität der europäischen Demokraten gegenüber Hitler befaßten sich Jaroslav Česar und Bohumil Černý, nämlich mit der deutschen Emigration vor dem Nationalsozialismus in die Tschechoslowakei 1933/34 (Bd. 12, S. 147—184). Die Tschechoslowakei leistete der demokratischen Emigration bekanntlich Hilfe wie kein anderer unter den Nachbarstaaten, obwohl auch hier der Behördenapparat nicht frei war von erschreckendem Formalismus, der bis zur Auslieferung besonders jüdischer und illegaler Einwanderer reichte, und obwohl die Richtlinien sich scharf gegen die Versuche der deutschen Kommunisten richteten, im Zufluchtsland eine neue politische Tätigkeit aufzubauen. Demokratische deutsche Politiker und ihre Publizistik fanden aber in der Tschechoslowakei neue Ansatzpunkte und zum Teil auch Echo bei der deutschen Bevölkerung im Lande, Hilfe jedenfalls von staatlicher und auch von privater Seite jeder Nationalität. Der Aufsatz gibt davon eine Vorstellung mit interessanten Einzelheiten.

Zwei Beiträge gelten der Nachkriegsgeschichte. Miroslav Broček berichtet über die Volksmiliz 1948 (Bd. 9, S. 205—231) und Želmíra Richtová über die Anfänge der Kollektivierung in der Landwirtschaft (Bd. 12, S. 185—218). Bročeks Aufsatz betont den Reservecharakter der Prager Volksmiliz, die mit rund sechstausend Bewaffneten zwar aufmarschierte, aber nicht schoß. Dennoch müsse man den Übergang zum Sozialismus zwar nicht parlamentarisch, aber doch friedlich nennen. Diese Differenzierung kennzeichnet wohl die Selbstrechtfertigung stalinistischer Innenpolitik deutlich genug. Richtová zeigt in ihrem Aufsatz, aufschlußreich für den Sozialisierungsprozeß, nach 1948 den allmählichen Übergang zum bäuerlichen Genossenschaftswesen über kooperative Formen der agrarischen Produktion bis, mit Rudolf Slánský zitiert, zum „Sieg des Sozialismus“ der Bodenverstaatlichung.

Wissenschaftlicher Reflexion begegnen wir wieder bei Bedřich Loewenstein: „Zur Problematik des deutschen Antidemokratismus“ (Bd. 11, S. 121—176). Loewenstein geht aus von einer Kritik der vorliegenden Deutungen eines Phänomens, das man, besonders in den ersten Nachkriegsjahren, nicht recht konsequent gegenüber der Ablehnung von Rassismus und Nationalismus, manchmal aus dem deutschen Volkscharakter zu erklären suchte, und führt dann zu diffizileren Deutungen. Er begegnet ihnen mit Arbeitsthesen für eine neue Untersuchung des deutschen Antidemokratismus, die in mancher Hinsicht sehr bemerkenswert gedankliche Reife und Subtilität vereinigen. Loewenstein bietet schließlich zur Lösung der Frage eine Betrachtung über rationale und irrationale Elemente in der modernen Gesellschaft, gleichgesetzt mit einer Auseinandersetzung zwischen De-

mokratie und gegenüber dem allgemeinen Trend unserer Gesellschaftsentwicklung nonkonformistischen, deswegen unter Umständen auch aggressiven antidemokratischen Ideen. Diese Analyse mündet schließlich in ein Votum für rationale Zivilisation, aber sie hält sich frei vom radikalen Kubismus, vom „allzu automatisierten Sozialmechanismus“, wie Loewenstein dafür sagt, um schöpferische Spannungen offenzuhalten „und was mehr den Menschen erst zum Menschen macht“ (S. 173). Im Arbeitsbereich der tschechischen Historiographie sind Loewensteins gescheite, aber sehr theoretische Untersuchungsgänge eine Ausnahme; sie zeigen hervorragende Sachkenntnisse der modernen Soziologie — was Loewenstein wieder als einen besonderen, als einen wichtigen Gesprächspartner über weitere gesellschaftskritische Zusammenhänge ausweist.

Vom zehnten Band an ist die Reihe auch mit einzelnen umfangreichen Rezensionen ausgestattet. Besondere Erwähnung verdienen daneben aber auch noch bibliographische Zusammenfassungen in den drei letzten Bänden.